

BAUSTELLE SCHWEIZ

Die Schweiz verändert sich rasant. In sechs Interviews analysieren Forscherinnen und Forscher der Universität Zürich die aktuellen gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen und entwerfen Szenarien für die Zukunft.

Die Themen in diesem Dossier: Abschied von der Dörfli-Schweiz: Der Alpenraum entvölkert sich. Das Land wird urban. Dieser Prozess ist nicht aufzuhalten, diagnostizieren die Geografen Michael Hermann und Heiri Leuthold. Hat die Neutralität ausgedient? Zumindest sollte sie flexibler gehandhabt werden, findet der Historiker Carlo Moos. Wege aus der wirtschaftlichen Stagnation: Die Schweiz braucht eine nationale Innovationspolitik, verlangt der Ökonom Beat Hotz-Hart. Falsch ausgebildet: Es braucht neue Ausbildungskonzepte, wenn die Jugendlichen in Zukunft auf dem Arbeitsmarkt eine Chance haben wollen, sagt die Soziologin Marlis Buchmann. Mehr Wettbewerb: Die Hochschulen müssen sich der Konkurrenz stellen, ist der Pädagoge Jürgen Oelkers überzeugt. Neuer Patriotismus: Die Schweiz muss wieder an sich selbst glauben, meint der Soziologe Kurt Imhof.

23 «DIE DÖRFLI-SCHWEIZ BRÖCKELT» 26 «NEUTRALITÄT WURDE ZUR HEILIGEN KUH» 29 «WIR BRAUCHEN DIE BESTEN TALENTE» 33 «OHNE AUSBILDUNG KEINE ARBEIT» 36 «DER WETTBEWERB IST EINE CHANCE» 39 «DIE SCHWEIZ MUSS AN SICH SELBST GLAUBEN»



HEIRI
LEUTHOLD
GEOGRAF

MICHAEL
HERMANN
GEOGRAF

«DIE DÖRFLI-SCHWEIZ BRÖCKELT»

Unser Schweiz-Bild hinkt der realen Entwicklung des Landes hinterher, sagen die beiden Geografen Michael Hermann und Heiri Leuthold. Längst sind weite Teile der Schweiz zur Grossstadt verschmolzen. Von David Werner und Roger Nickl

Herr Hermann, Herr Leuthold, die Agglomerationsbildung in der Schweiz schreitet rasant voran. Unsere Kantons- und Gemeindegrenzen wirken demgegenüber beinahe anachronistisch. Stehen die derzeitigen föderalen Strukturen noch in einem vernünftigen Verhältnis zu den Entwicklungstendenzen des Landes?

HEIRI LEUTHOLD: Die politische Gliederung der Schweiz entspricht nicht mehr den gelebten Realitäten und Aktionsradien. Das heisst nicht,

völkerung aber erst eine Bereitschaft geschaffen werden.

Die meisten Schweizerinnen und Schweizer leben in Agglomerationen, doch in den Köpfen ist immer noch die kleinteilige Dörfli-Schweiz lebendig...

LEUTHOLD: Die Dörfli-Identität bröckelt seit einiger Zeit. Wir konnten feststellen, dass das Schweiz-Bild der Schweizerinnen und Schweizer der Modernisierung durchaus folgt – wenn

«Föderalismus kostet zwar viel, und die Entscheidungswege sind kompliziert, er hat aber gewichtige Vorteile.» Heiri Leuthold

dass wir den Föderalismus an sich beerdigen sollten. Föderalismus kostet zwar viel, und die Entscheidungswege sind kompliziert, er hat aber gewichtige Vorteile: Pluralität ermöglicht Experimentierfelder und Benchmarks, das kommt der Gesamtentwicklung zugute. Der schweizerische Föderalismus ist aus unserer Kultur entstanden und unsere Kultur hat sich ihm angepasst. Problematisch wird es allerdings, wenn das Verharren im regionalen Umfeld den Blick aufs Ganze verstellt.

Wie dringend ist es, die Kantons- und Gemeindegrenzen neu zu ziehen?

MICHAEL HERMANN: Politische Grenzen, wie immer man sie auch zieht, wird man nie optimal an wirtschaftliche und gesellschaftliche Realitäten anpassen können. Zukunftsträchtiger als starre Grenzen sind deshalb Ensembles variabler Geometrien mit unterschiedlicher Reichweite. Je nach Funktion – sei es das Schul-, das Sicherheits- oder das Entsorgungssystem – könnte man die Gebietskörperschaften wieder anders organisieren. Dafür muss in der Be-

auch mit einer gewissen Verzögerung. Plötzlich wird scheinbar Unmögliches möglich – etwa Gemeindefusionen.

Realisieren die Leute mittlerweile, dass das Mittelland bald zugebaut ist und für Dorfdyhlen nicht mehr viel Raum bleibt?

HERMANN: Ich denke, dass der Grund für das Bröckeln der Dörfli-Schweiz mit der Einsicht in die Grenzen der Leistungsfähigkeit allzu kleinteiliger Strukturen zu tun hat. Ausserdem kann man es sich angesichts der angespannten wirtschaftlichen Lage einfach nicht mehr leisten, in abgelegenen Gebieten eine komplette Infrastruktur aufrechtzuerhalten. Ein wichtiger Faktor ist aber auch der Wandel der Medienlandschaft. Im Zuge der Fusionen im Zeitungsbereich lösen sich kleinräumige Identitäten auf, man beginnt in grösseren Zusammenhängen zu denken.

LEUTHOLD: Ein weiterer Faktor ist auf der sozialen Ebene zu suchen: Institutionen wie Vereine und Kirchgemeinden, die für die dörfliche Identität wichtig sind, verzeichnen Mit-

gliederschwüde. Bindungen an den Wohnort lösen sich so auf.

Die Avenir Suisse ortet das Entwicklungspotenzial der Schweiz in den sechs Metropolitanräumen Zürich, Genf, Lausanne, Basel, Bern und Südtessin. Doch diese Stadtregionen, sagt Avenir Suisse, können momentan ihr Potenzial nicht optimal entfalten, weil der Strukturverlust peripherer Regionen zu viele Mittel absorbiert. Wie beurteilen Sie diese Sicht der Dinge?

LEUTHOLD: Wenn wir uns europäische Dimensionen vor Augen halten, dann ist das Avenir-Suisse-Modell immer noch sehr kleinräumig und konservativ gedacht. Wir sehen in der Schweiz bloss zwei grosse Stadtregionen: Einerseits der Grossraum Zürich, der von Basel bis in die Ostschweiz reicht, andererseits den Arc Lémanique.

Begrüssen Sie diese Konzentration auf zwei Ballungszentren oder sollte man dieser Entwicklung gegensteuern?

HERMANN: Wir können einfach feststellen, dass dieser Konzentrationsprozess weit gediehen ist und immer noch weiter voranschreitet. Darauf muss man sich einstellen. Man muss auch die Chancen darin sehen: Nur mit diesen grossen Zentren sind wir auf europäischer Ebene konkurrenzfähig.

Sie konstatieren die Herausbildung je einer Stadtregion in der Deutschschweiz und der Romandie. Führt dies zu einer verstärkten Polarisierung zwischen den Sprachregionen?

LEUTHOLD: Würde man aus den beiden Metropolitanräumen auch noch politische Einheiten machen, dann wäre das für den Zusammenhalt der Schweiz tatsächlich ein gewisses Problem, weil dann die politischen Auseinandersetzungen der Sprachgrenze entlang härter als bisher geführt würden.

HERMANN: Man darf diese Gefahr aber nicht überbewerten: Seit einiger Zeit kann man das Entstehen einer kantonsübergreifenden Identität

tität der Romandie verfolgen – die Bruchlinien zwischen den Landesteilen haben sich deswegen aber nicht vertieft, im Gegenteil. Die Verflechtungen innerhalb der gesamten Schweiz sind heute derart gross, dass es nicht mehr viel Willen braucht, um die einstige Willensnation zusammenzuhalten. Die Kosten, dieses Gebilde zu demontieren, wären enorm. Grösser als die Gefahr der Spaltung entlang der Sprachgrenzen ist eine Spaltung zwischen strukturstarken und strukturschwachen Regionen. Sorgen bereitet dabei zuvorderst der Espace Mittelland: In dieser grossen und wichtigen Region um Bern herum machen sich deutliche Tendenzen der Auszehrung bemerkbar. Die ehemalige Zentralregion der Schweiz rückt wirtschaftlich gesehen an den Rand, wird zu einem strukturschwachen Zwischenraum.

Wie sieht die Zukunft strukturschwächerer Regionen aus? Müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen, dass auch in der Schweiz entleerte und ausgezehrte Peripherien entstehen?

LEUTHOLD: Man muss zwischen drei Arten von Peripherien unterscheiden. Häufig denkt man bei Randregionen nur an die Geoperipherie, das heisst an schwer erschliessbare Berggebiete. Wichtige Randregionen sind aber auch die Gebiete an der Landesgrenze, die wir als territoriale Peripherie bezeichnen. Diese müssen sich der Tatsache stellen, dass die politischen Grenzen vor allem im Kopf existieren. Grenzgebiete sind nicht a priori Randgebiete, sondern sehr oft Teil dynamischer grenzüberschreitender Regionen. Der Thurgau, das St. Galler Rheintal oder das Tessin könnten profitieren, wenn sie ihren Schweizer Dünkel ablegen und sich vermehrt als Bestandteile der Grossregionen Konstanz, Bregenz bzw. Mailand wahrnehmen würden. Dieses Denken ist im Fall von Basel und Genf weiter fortgeschritten; hier fällt die internationale Zusammenarbeit allerdings auch leichter, weil diese beiden Grossstädte als Leader in der Region auftreten können. Dagegen müssten sich der Thurgau, das Rheintal und das Tessin mit der Rolle des Juniorpartners begnügen. Am prekärsten ist die Situation beim dritten Typus von Randregionen, der so genannten sozialen Peripherie. Es handelt sich hier um

wirtschaftlich absteigende, meist suburbane Regionen, in denen vorwiegend Schlechtverdienende und Migranten leben. Regionen der sozialen Peripherie sind im Wachsen begriffen. Wenn sich die öffentliche Hand aus solchen Gebieten zurückzieht, zementiert sie soziale Klüfte und verursacht damit weit grössere Probleme als bei einem Rückzug aus dem Alpenraum.

Heisst dies, dass die öffentliche Wahrnehmung die Probleme des Alpenraumes eher überdramatisiert und die suburbanen Problemregionen des Mittellandes dafür vernachlässigt?

HERMANN: Genau das. Der Alpenraum wird eine Drosselung staatlicher Zuwendungen eher verkraften. Man mag dies bedauern, doch viele Probleme der Geoperipherie lösen sich mit der Abwanderung von alleine. Regionen, die keine wirtschaftliche Grundlage mehr bieten, entvölkern sich schon seit Jahrzehnten langsam. Tourismus und ein gewisses Mass an extensiver Landwirtschaft werden dafür sorgen, dass sich in den Bergregionen ein neues Gleichgewicht einpendelt. In den Alpen sind viel weniger

«In den Alpen sind viel weniger Menschen vom Strukturwandel betroffen als in den schlecht gestellten urbanisierten Regionen.» Michael Hermann

Menschen vom Strukturwandel betroffen als in den rückseitigen, schlecht gestellten urbanisierten Regionen, wo sich immer mehr soziale Probleme ballen, die sich nicht einfach durch Abwanderung lösen lassen. Dennoch ist in der Schweiz im Zusammenhang mit Strukturproblemen meistens bloss von Alpentälern die Rede.

Woher rührt diese bevorzugte Stellung des Alpenraums in der öffentlichen Wahrnehmung?

LEUTHOLD: Die Strukturschwäche des Alpenraums war während 50 Jahren die einzige wirkliche regionalpolitische Herausforderung der Schweiz. Andere Problemregionen gab es kaum. In dieser langen Zeit konnte sich die Alpen-Lobby in den Institutionen festsetzen.

HERMANN: Die Schweizer haben, nicht zuletzt durch den Binnentourismus, eine emotionale

Bindung zu den Alpen. Sozial marginalisierte Räume im Mittelland sind dagegen für die meisten Leute ein ganz neues, sehr abstraktes Phänomen. Zum Schweizer Selbstverständnis gehört traditionellerweise eine gewisse Reserve gegenüber Stadtregionen – was die Sensibilisierung für diese neuartigen Probleme zusätzlich erschwert.

Woher rührt dieser anti-urbane Reflex?

LEUTHOLD: In Abgrenzung zu den Nachbarstaaten mit ihren mächtigen Kapitalen wurde im späten 19. Jahrhundert das Ländliche zum Charakteristikum der Schweiz erhoben. Urbanes Leben wurde als uneidgenössisch deklariert. Die Wurzeln der Schweiz ortete man in den Bergen.

Was den Tatsachen nicht entspricht: die Eidgenossenschaft war immer in erster Linie ein Bund von Stadtrepubliken.

HERMANN: Das ländliche Selbstverständnis wurde erst im 19. Jahrhundert geschaffen. Im Anschluss an Sonderbundskrieg und Kulturkampf mussten die weniger entwickelten katholisch-konservativen Regionen mit ins Boot geholt

werden. Heute stehen wir wieder vor einer ähnlichen Aufgabe: Es gilt, die strukturschwachen Regionen dazu zu bewegen, zukunftsweisende Entwicklungen der Gesamtschweiz mitzutragen.

Bis vor ein oder zwei Jahrzehnten galt es als Charakteristikum der Schweiz, dass es nur wenige ausgeprägt strukturschwache Gegenden gab: Auch ländliche Regionen waren stark industrialisiert; Gegenden wie das Zürcher Oberland, Glarus, die Ostschweiz oder der Jura mit seinen Uhrenfabriken waren eigentliche Motoren der Industrialisierung. Wie kann man sich vor diesem Hintergrund die verstärkte Sogwirkung der grossen Ballungsräume und das Ausbluten der Randregionen erklären?

LEUTHOLD: Das hat mit dem starken Rückgang der Industrie zu tun. In den grossen Zen-

tren konnte im Dienstleistungsbereich ein Ausgleich für diesen Verlust geschaffen werden, während in den eher peripheren Regionen kein gleichwertiger Ersatz gefunden wurde. In der modernen Geschäftswelt und in Wirtschaftszweigen wie Entwicklung, Forschung oder Werbung sind Agglomerations-effekte von grosser Bedeutung: Es ist wichtig, nahe bei den Partnern und den Kunden zu sein. Wertschöpfungsintensive Branchen sind

Welche räumlichen Entwicklungstendenzen sehen Sie konkret im Raum Zürich?

HERMANN: Die grossräumige Quartierbildung wird sich weiterentwickeln. Das Goldküstenquartier dehnt sich im landschaftlich attraktiven Süden Zürichs mit Sonne, Bergen und Seen immer weiter aus. Die emissionsbelasteten Zonen um die Verkehrsachsen im Norden und Westen entwickeln sich dagegen zu unterprivilegierten Quartieren. Interessant ist, dass

«Statt Zürich gegen den Rest der Schweiz auszuspielen, muss man das Vertrauen der strukturschwächeren Regionen gewinnen.» Michael Hermann

zudem auf qualitativ hochstehende Arbeitsmärkte angewiesen, und die ballen sich immer stärker in den grossen Zentren mit Universitäten und Fachhochschulen. Es gab einmal den Versuch, im Haslital eine Art Silicon Valley einzurichten: Das scheiterte, weil zu wenige gut ausgebildete Leute dort hinziehen wollten.

Verkommen die zwei grossflächigen Metropolitanräume der Schweiz vollends zum zersiedelten suburbanen Siedlungsbrei?

LEUTHOLD: Wir sind nicht der Meinung, dass hier ein gleichförmiger Brei entsteht. Es bilden sich in diesen Räumen neue Strukturen. Diese Strukturbildung erfolgt nach ähnlichen Prinzipien wie die Quartierbildung in Städten: Im gesamten Mittelland findet eine funktionale Entmischung in Wohn- Arbeits- und Erholungsgebiete statt, die die Grösse ganzer Kantone annehmen können. Weiter gibt es eine Differenzierung in noblere vorderseitige und abgewertete rückwärtige Zonen, wie wir das klassischerweise aus Städten kennen.

HERMANN: Durch das Ausufern der Städte und das Verschwinden der rein agrarisch geprägten Landregionen wird der Stadt-Land-Gegensatz nicht einfach aufgehoben, sondern durch eine neue Polarisierung ersetzt: eine Polarisierung zwischen dynamischen Grosszentren und provinziellen Regionen, die weder über eine eigene Metropole verfügen noch im Einzugsgebiet einer solchen liegen.

die ehemals benachteiligten Gebiete in den Vor-alpen heute genau daraus Kapital schlagen, dass sie die Industrialisierung verpasst haben und deshalb intakte Wohnumfelder für Stadtflüchtige bieten. Die kleinen und mittleren Städte innerhalb der Agglomeration verlieren im Zuge der Quartierbildung ihren Zentrumscharakter. Trotzdem können sie – im Gegensatz zu vielen Kleinstädten ausserhalb der Metropolitanräume – von dieser Entwicklung profitieren. Ehemalige Industriestädte wie Uster oder Horgen werden zu Wohnquartieren für urbane Menschen, die in der Kernstadt keinen geeigneten Wohnraum gefunden haben.

Wenn grosse Teile der Schweiz tatsächlich zur Stadt mit verschiedenen Quartieren verschmelzen: ist es da noch zu verantworten, dass die Raumplanung noch immer fast ausschliesslich in den eng gesteckten Grenzen der einzelnen Gemeinden stattfindet?

LEUTHOLD: Früher wurden die Wachstumsgebiete rund um die Kernstädte eingemeindet, dies lässt sich heute leider kaum mehr durchsetzen. Reiche und arme Gemeinden innerhalb der Metropolitanräume, die strukturell eigentlich Stadtquartiere wären, sind autonom. Das Hauptproblem dabei ist, dass der Lastenausgleich zwischen bevorzugten und benachteiligten Gegenden viel schwieriger zu bewerkstelligen ist als innerhalb einer politisch einheitlichen Stadt. Die sozialen Unterschiede vergrössern sich – zumal wenn es ganze Kantone oder Kantonsteile gibt, die sich zu Ober-

schichtquartieren entwickeln, wie Zug oder Ausserschwyz. Diese stehen dann Kantonen gegenüber, die zu wachsenden Teilen aus Unterschichtquartieren bestehen, wie etwa Glarus oder Solothurn.

Wie lässt sich ihrer Meinung nach eine Reform der räumlichen Ordnung in der Schweiz am ehesten durchsetzen?

HERMANN: Nur mit – nicht gegen die Randregionen. Die Zentrumsregionen sind nicht in der Lage, den übrigen Regionen, welche die politische Übermacht haben, etwas aufzuzwingen. Es bleibt also nur der Weg, den Leuten zu zeigen, dass die Entwicklung hin zu zwei grossen Ballungsräumen unumkehrbar ist. Statt Zürich gegen den Rest der Schweiz auszuspielen, muss man das Vertrauen der strukturschwächeren Regionen gewinnen. Nicht zuletzt von Avenir Suisse wird die Debatte im Moment ideologisiert, sodass zunehmend auch von links Front gegen den Strukturwandel gemacht wird. Dies ist gefährlich, denn eine Allianz der Linken mit den Randregionen kann hierzulande alles verhindern. Gegen die regionalen Egoismen muss sich die Erkenntnis durchsetzen, dass wir alle in einem Boot sitzen, dessen Motoren Zürich und die Genferseeregion sind.

ZU DEN PERSONEN

Michael Hermann und Heiri Leuthold erforschen am Geografischen Institut der Universität Zürich den sozialen und mentalen Wandel in der Schweiz. Mit ihrem «Atlas der politischen Landschaften – ein weltanschauliches Porträt der Schweiz» haben sie breite öffentliche Resonanz ausgelöst. Die beiden Sozialgeografen planen den Aufbau einer transferorientierten Forschungsstelle im thematischen Schnittbereich von Gesellschaft, Politik und Raum.

KONTAKT hermann@geo.unizh.ch,
leuthold@geo.unizh.ch